

1866: Bildung im abgesteckten Feld

1966: Bildung im Spannungsfeld

Als nach fünfzehn Jahren ihres Bestehens die städtische höhere Töchterschule zu Göttingen in das neu errichtete Gebäude (jetzt Herbart-Schule) an der Nicolaistraße einzog, stand als Geschenk früherer Schülerinnen eine Reproduktion des segnenden Christus von Thorwaldsen hinter dem Katheder der Aula; als weitere Festgabe der »Ehemaligen« schmückten Büsten des Kaisers und des Kronprinzen den Saal. Die Westfassade des Hauses trug Reliefs in Medaillonform, Frömmigkeit und Fleiß symbolisierend.

Dieser plastische Schmuck kann als Verdeutlichung verstanden werden, unter welcher Zielsetzung die 1866 in eine öffentliche, städtische verwandelte höhere Töchterschule unter ihrem Direktor Dr. Morgenstern gearbeitet hat; das Bild wird bestätigt und ergänzt durch das Gedicht, das Fräulein Helene Schlote, Lehrerin an der höheren Töchterschule von 1866 bis 1891, zur Einweihungsfeier verfaßte:

Strophe 4 und:

Nicht eitler Ehrgeiz, sondern schlichte Wahrheit
Und Einigkeit soll unter uns hier wohnen;
Gehorsam, Fleiß und eifriges Bemühen
Soll unserer Lehrer treue Arbeit lohnen.

So still und fromm, wie's deutschen Mädchen ziemet, Sei stets der Sinn, der
herrscht in unsrer Mitte. Dann wird dies Haus, das Ihr uns heute schenket, Ein
Haus der Gottesfurcht, der deutschen Sitte.

Klare Leitbilder, anerkannte Wertvorstellungen herrschten vor hundert Jahren in der Erziehung; einleuchtende Tugenden setzten Maßstäbe. Man vertraute anscheinend darauf, daß die Ziele erreicht, die Tugenden verwirklicht werden könnten. Bei seinem Besuch 1882 lobt Schulrat Leverkühn, daß »im Unterricht die Lehrer und Lehrerinnen ehrenwerte Ziele erstreben und erreichen.« Unser Abstand von diesem pädagogischen Optimismus wird deutlich, wenn wir etwa bei Litt (Das Bildungsideal der deutschen Klassik und die moderne Arbeitswelt, S. 115) lesen, man dürfe pädagogische Gedanken Leitbegriffen wie Bildungswert oder Bildungsziel nicht zuordnen, da sie den »Sehnsuchtsblick« rückwärts verraten. Heute sei »Unvollendbarkeit...ins grellste Licht« gerückt«; entsprechend heißt es in den Empfehlungen des Deutschen Ausschusses für das Erziehungs- und Bildungswesen (Nr. 9, S. 114), »daß uns die Welt nicht als fragloses Faktum gegeben ist, sondern als offener Entwurf.«

Macht man den Versuch, die Arbeitsweise an der Göttinger höheren Töchterschule vor hundert Jahren als Beispiel für pädagogische Grundsätze und Ziele höherer Mädchenbildung jener Zeit überhaupt zu deuten, so wird man sicher nicht von der offenbar stark prägenden Persönlichkeit ihres Leiters Dr. Morgenstern abstrahieren können. Und doch zeigt sich bei der Beschäftigung mit offiziellen und beiläufigen Äußerungen über schulische Fragen aus der Mitte des 19. Jahrhunderts, daß die Züge und Grundsätze, die seine erzieherische Haltung so auffällig kennzeichnen, letztlich die seiner Zeit sind - von Morgenstern allerdings kompromißlos realisiert.

Die Schule um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts versteht sich betont als christliche Schule. Religiöse (= christliche) Bildung rückt in Berichten, Stellungnahmen, Lehrplänen immer wieder an die erste Stelle der Erziehungsziele, besonders nachdrücklich in Äußerungen über die Mädchenbildung. Der religiösen Bildung wird die Doppelrolle zugesprochen, sowohl der Herzensbildung zu dienen, als auch zur übergreifenden Sinndeutung des aufgenommenen Wissensstoffes zu verhelfen. Wir sehen sie einerseits, verknüpft mit Moral- und Sittenlehre, als Pflegerin von »guten Gesinnungen und Tugenden«, andererseits wird sie verstanden als der Punkt, in dem die Wissenschaften ihr Ziel finden; es heißt, daß »nur durch sie... das Wissen erst wahren Wert« habe; der christliche Glaube solle »die Norm sein«, an welcher alles andere in seiner »Bedeutung für das innerste Leben gemessen« werde.

Diese Gedanken, die aus Unterlagen aus den Jahren 1832, 1833 und 1851 stammen, finden wir, konsequent weitergedacht und ins Handgreifliche gezogen, in Morgensterns Bericht von 1882 über die Unterrichtsprinzipien und -Inhalte an seiner Schule wieder: dort heißt es, Geschichte werde auch als Walten Gottes in der Welt gelehrt. Noch peinlicher für uns Heutige wird die Vermengung naturwissenschaftlicher und religiöser Fragestellung in seinen Äußerungen zur Physik: »Sie öffnet dem Schüler das Auge für die wunderbare Ordnung und Herrlichkeit, und Herz und Mund zum Preise des Schöpfers, der mit wenigen einfachen Mitteln unzählige Wirkungen erzielt, bald mächtige und überwältigende, bald unscheinbare und unmerkliche, immer aber wichtige, zum Bestehen seines Werkes

unentbehrliche, daß er rühmen lerne mit dem Psalmisten

Herr, du bist´s allein!
Du hast gemacht die Himmel und aller Himmel Himmel,
Die Erde und alles, was darauf ist,
Die Himmel und alles, was darin ist,
Du machest alles lebendig und das himmlische Heer
Betet dich an

Mit dieser uns seltsam anmutenden Form, in der ein naturwissenschaftliches Fach in einem Anstaltslehrplan religiös bezogen wird, korrespondiert auch Morgensterns Lehrbuch für Physik, in dem jeder Sachabschnitt mit einem ethischen Lehrsatz und einem Bibelwort eingeleitet wird. Das Buch wurde begrifflicherweise von der damaligen Fachwelt heftig kritisiert, und es bleibt auch offen, welche Rolle es im Unterricht außerhalb von Morgensterns persönlichem Einflußbereich gespielt hat.

Daß jedoch der jahrzehntelang geübte Brauch, jeden Schultag mit dem gleichen Choral (»Bis hierher hat mich Gott gebracht...«) zu beginnen und die Woche mit einer Andacht zu schließen, nachhaltig prägend auf die Schülerinnen gewirkt hat, ist kaum zu bezweifeln, und es liegt nahe, ähnliche Gewohnheiten für die anderen Schulen des Landes anzunehmen, zumal es für die preußischen Volksschulen Vorschrift war, am Wochenende die Perikope für den folgenden Sonntag einzuführen. Wie nachdrücklich die Obrigkeit - noch nach genereller Übernahme der Schulaufsicht durch profane Behörden - die religiöse Ausrichtung der Schulen förderte, zeigt sich auch darin, daß man als einzig würdige Ehrengabe der Regierung für die nach fünfundzwanzigjähriger Dienstzeit ausscheidende Lehrerin Fräulein Helene Schlote eine Bibel wählte.

Das Gleichmaß, in dem täglich der gleiche Choral wiederkehrte, das Regelmäßigkeit inhaltlich festgelegter Andachten betrachten wir mit Mißtrauen, und wir sind geneigt, diese Sitte als Formalismus zu deuten; und doch wollen wir nicht verkennen, daß die eingeübte Formel, die »Attitüde« (Pestalozzi), gleich wie eine Konvention als zunächst äußerlicher Orientierungspunkt Richtung weisen und daß ein System von aufeinander bezogenen Orientierungspunkten dazu führen kann, die Welt von vornherein als eine geordnete zu sehen und sich in ihr beheimatet zu fühlen. Sich den Orientierungspunkten anzunähern, sich ihrer zu bemächtigen und sie so aus gebotenen zu angenommenen zu machen, wäre dann Aufgabe des reifenden Menschen.

Was aber, wenn er gerade das gebotene Gebäude nicht annehmen und nicht darin wohnen kann? Mit dieser Frage hat sich unsere Zeit und damit auch unsere Pädagogik auseinanderzusetzen. In den ersten Jahrzehnten des Zeitraumes der seit der Einrichtung der öffentlichen höheren Töchterschule verstrichen ist, stellt sich die Schule ihr nicht, sie hält sich offensichtlich fern von geistigen Strömungen ihrer Zeit, die in der jungen Generation beunruhigende Probleme aufreißen konnten. Und dabei gingen ja von jenen Jahrzehnten einige Impulse aus, deren Wirkungen noch heute lebendig sind.

»... die wohlgegründete, gute, sittliche Ordnung ist ein Grundpfeiler der Schule und eine Bedingung für ihr Gedeihen«, schreibt Morgenstern am 18. 3. 1869 an den Vater einer Schülerin, weil ihm die Entschuldigung für deren Fehlen im Unterricht nicht auszureichen schien; und das Vertrauen auf die Kraft der Ordnung und die Überzeugung von der Notwendigkeit der Ordnung bilden den Hintergrund vielfältiger erzieherischer und didaktischer Überlegungen, die aus der Mitte des 19. Jahrhunderts überliefert sind.

Ob Morgenstern selbst an seiner Schule die Umsetzung einer Schülerin zur Belohnung oder zur Strafe empfohlen hat, war nicht festzustellen; aber aus den dreißiger Jahren sind detaillierte Strafkataloge verschiedenster Schulen erhalten, die neben liebevoller und strenger Ermahnung der bloßen Sitzordnung erzieherische Wirkung zutrauen, eine Wirkung, die selbstverständlich nur dann eintreten kann, wenn die Rangfolge der Sitzplätze geglaubt wird. Übrigens erhält Trefurt in seiner 1806 gegründeten - allerdings kleinen, einklassigen - Anstalt strengste und pünktlichste Ordnung ohne das lästige Hilfsmittel der Strafe.

Sicher ist, daß - mit welchen Mitteln auch immer - Morgenstern und seine Mitarbeiter Zucht und Einordnung im weitesten Sinne fordern und dabei auch die Unterstützung des Magistrats finden, unter dessen Schirmherrschaft die Töchterschule 1866 gestellt wird. Freundlichkeit, Bescheidenheit, Zuvorkommenheit, guter Ton als Grundsätze des Umgangs in der gesamten Schulgemeinschaft schließen' die Anerkennung eines sittlichen und sozialen Ordnungsgefüges ein, in dem die Lehrer die Rechte fordernder, aber immer liebevoller Eltern innehaben. Morgenstern hat sich schon als Student mit Fragen dieses Bereichs befaßt; er promoviert mit einer Arbeit über »Die Bedeutung der Autorität in der Erziehung« (Jena, 1864).

Die Unterrichtsform ist autoritär; der Lehrer vermittelt Techniken und Kenntnisse, Artigkeiten werden unter seiner Anleitung eingeübt. So ist zum Beispiel im Anstaltslehrplan verankert, daß im Religionsunterricht der beiden obersten Klassen das Aufschlagen von Bibelstellen geübt wird. Der Lehrplan für den Deutschunterricht stellt zwar den Bildungswert der Literatur heraus und spricht davon, daß die geistige Tätigkeit gefördert würde, verbietet aber »jene

zersetzende Kritik, welche den unkundigen Schüler zum Richter über hervorragende Männer unseres Volkes machen will; desgleichen auch alle gelehrte und weitschweifige Erörterung über den gelesenen Stoff, Art der Dichtung, Metrik etc.« und legt das Schwergewicht auf das Lesen selbst. Nur eine Stelle, und zwar die Einführung zu Morgensterns Physik-Buch 1884, konnte gefunden werden, in der von der Anleitung der Schüler zur Selbsttätigkeit die Rede ist, doch etwa gleichzeitig verbietet derselbe Verfasser seinen Unterstufenschülerinnen, zu Hause zu schreiben, »weil ohne sachkundige Anleitung Schaden angerichtet wird.«

Die Gedanken von Unterordnung, Gehorsam, Autorität haben auch im Verhältnis der Schule zur Behörde besonderes Gewicht. Die aus Ratsmitgliedern bestehende, beruflich also gemischte Schulkommission hat nicht nur die Aufgabe, über Lehrmethode, Lehrplan, Lehrbücher zu befinden, sondern auch »den Wandel der Lehrer - auch außerhalb ihrer dienstlichen Verhältnisse« zu beaufsichtigen (Regulativ von 1866, § 16). Die Schule ist also kein autonomer pädagogischer Raum; sie erhält Weisungen von einer freundlich gesonnenen, aber fachfremden Behörde und könnte deren Instrument werden. Es sei daran erinnert, daß der Einfluß sachfremder Elemente und Tendenzen im Erziehungswesen auch heute ein schwerwiegendes Problem darstellt, mit dem Unterschied freilich, daß die hierarchische Ordnung durchaus nicht mehr unreflektiert als eine vorgegebene angenommen wird. Der Satz: »Wem Gott ein Amt gibt, gibt er auch Verstand« gilt nicht mehr. An behördlichen Bestimmungen haftet nicht mehr verbindliche Autorität, und sie werden oft heftig diskutiert.

Sowohl bei dem mißglückten Versuch von 1833, eine bestehende private höhere Töchterschule in eine öffentliche zu verwandeln, als auch bei der Durchführung dieses lange gehegten Planes 1866 ging es darum, den Mädchen aus dem gebildeten und bildungsbedürftigen Mittelstand eine angemessene Bildung zu sichern. In den Diskussionen und Erklärungen von Seiten der Schulleiter und Ratsmitglieder taucht zwar die Forderung auf, die »Rücksicht auf Rang und Stand« fallen zu lassen; doch war die Schule auch als öffentliche zu ihrer Erhaltung auf die Einnahme des Schulgeldes angewiesen. Der Rat übte zwar die Aufsicht über die Verrechnung aus, gab aber keine Zuschüsse; so konnte trotz aller Sparsamkeit die Lehrergehälter z. B. lagen ungewöhnlich niedrig; Morgenstern wird für eine Direktorenstelle in Kiel etwas mehr als das Doppelte seines Göttinger Gehaltes geboten) nur in seltenen Ausnahmefällen Herabsetzung oder Erlaß des nicht geringen Schulgeldes gewährt werden. Schon durch diese Tatsache blieb der Besuch der höheren Töchterschule Mädchen aus den zahlungskräftigeren Bevölkerungsgruppen vorbehalten. Morgenstern pocht darauf, daß den Eltern aus jenen Kreisen »Lebensstellung und ihre Mittel die Verpflichtung auferlegten, ihren Kindern eine umfassendere Schulbildung zu geben«; die Formel »Bildung ist Bürgerrecht«, unter der Ralf Dahrendorf 1965 eine bildungspolitische Artikelserie veröffentlicht, wirkt wie eine Umkehrung des Gedankens von Morgenstern und läßt ahnen, welchen Wandel das Verhältnis des einzelnen Bürgers zu seiner Bildung erfahren hat.

Die Zielsetzung, die jungen Mädchen »für das edlere häusliche und gesellige Leben des weiblichen Geschlechtes durch Wissenschaft und Kunstfertigkeit« (so 1833- 1891: »Töchter gehören dem Hause und werden für das Haus erzogen«) zu bilden, bleibt während des 19. Jahrhunderts im ganzen bestehen; in unterschiedlichen Formulierungen wiederholt sich der Gesichtspunkt, daß die Tochter in erster Linie für ihren »Beruf in bürgerlichen Verhältnissen« vorbereitet werden müsse, damit sie eine »verständige und sittlich gebildete Gattin, Mutter und Hausfrau« werde. Auch wo avantgardistisch an die unverheiratete Frau gedacht wird, die selbst für ihren Lebensunterhalt zu sorgen hat, wird ihre Ausbildung doch zweitrangig hinter der der künftigen Ehefrau, die durch »Geschäfts- und Weltkenntnis« eine tüchtige Gefährtin sein und als gebildete Mutter »auf die Bildung ihrer Kinder maßgebend... einwirken« kann (Göttinger Zeitung, 6. 3. 1865). Eine Schule, die ganz überwiegend für eine gehobene Ausgestaltung des familiären Bereichs erzieht, richtet ihre Lehrinhalte und Erziehungsformen mit Notwendigkeit nach den Bedürfnissen und nach dem Lebensstil der Familien aus, die sie erhalten, und legt um der Kinder willen betont Wert auf den ungestörten Einklang mit der Elternschaft. Die höhere Töchterschule, die 1866 eine städtische wurde, ist also nicht nur in Hinblick auf ihre Besucherinnen, sondern auch in ihrer Arbeitsrichtung durch die ständische Ordnung bestimmt.

Angesichts des Nachdrucks, mit dem gehobene Mädchenbildung gefordert wird, überrascht uns Heutige die Bescheidenheit des Bildungsanspruchs; ja, man spricht unverhohlen von der Sorge vor »Überbildung oder gar Verbildung« und betont, daß »Einfachheit und Natürlichkeit« (1833) zu den besten weiblichen Tugenden gehören, daß man auf »Schein und Schimmer« verzichte, in »Stille« und »Verborgenheit« »solide arbeiten« wolle (1891).

Deutlich wird diese Grundhaltung beispielsweise im Handarbeitsunterricht, der ganz auf nützliche Arbeit abgestellt ist und »ein echtes Stück guter deutscher Frauensitte zur Erhaltung der Ordnung und Zucht des Hauses« pflegen soll. »Luxusarbeiten« werden als »vornehme Tändeleien« nur im Weihnachtsvierteljahr erlaubt. Für den Gesangsunterricht werden in ähnlicher Weise drei- und vierstimmige Liedsätze abgelehnt; »schlichte Volks- und Vaterlandslieder« werden geübt, die über die Schule hinaus ins Leben klingen« und der »Erweckung edler vaterländischer Gesinnung dienen«. In seiner Stellungnahme beim Magistrat nennt der Göttinger Polizeidirektor Beaulieu (1833) den Zeichenunterricht »etwas höchst Überflüssiges«, weil »in einem bürgerlichen Haushalte..eine Zeichnerin...keinen wesentlichen Nutzen stiften« könne; »ein Frauenzimmer mit Stift und Pinsel ist etwas Abnormes«, stellt er apodiktisch fest.

Auch den intellektuell gerichteten Fächern wird ein greifbarer Nutzen abverlangt; richtige Orthographie und angemessener Briefstil gehören zu den Zielsetzungen des Deutschunterrichts; die Fertigkeit, ein einfaches literarisches

Werk auf Englisch oder Französisch zu lesen, zu denen des Fremdsprachenunterrichts; vom Mathematikunterricht erwartet man unter anderem die Fähigkeit zur Führung des Haushaltsbuches. Der Geschichtsunterricht soll durch vorbildhafte Persönlichkeiten, die er darstellt, auf die Moral wirken und, wie die Geographie, »im Verein mit Religion, ... Sprache, Literatur, Gesang... tief wurzelnden und wahrhaftigen Patriotismus« wecken.

Der Kreis dessen, was diese Schule leisten will, ist fest umrissen, einfach fixierbar. Mögen uns die Bereiche auch durch ihre Ausrichtung auf das Zweckmäßige allzu eingengt erscheinen; in ihrer Eingegrenztheit aber werden sie griffig, sie fügen sich ineinander zu einer Ordnung, mit der sich anscheinend leben lässt - bis sie sich als illusionär erweist.

Schule und Bildungswesen sind Organe des gesamten Gesellschaftskörpers; sie verwandeln sich mit ihm, und da sie nicht irgendwelche, sondern in zunehmendem Maße lebensnotwendige sind, bestimmen sie sein Gedeihen und seine Entwicklung.

Die hundert Jahre, auf die wir heute zurückblicken, haben zuerst scheinbar verhalten, dann in katastrophal anschwellendem Tempo die Welt, Europa, Deutschland, seine Gesellschaft geschüttelt, durcheinander gerüttelt, zerbrochen, zertrümmert und darauf angewiesen, aus der Zerstörtheit neue Formen zu suchen. Im Versuch einer Zusammenschau führen die politischen Erfahrungen unserer Generation, die Radikalität der Umstürze wohl deutlicher, als es in früheren Jahrzehnten der Fall sein konnte, zum Bewußtsein von der Prozeßhaftigkeit jeder einzelnen Daseinsphase, das das Bewußtsein von der Vorläufigkeit, von der Offenheit auf die Zukunft hin einbezieht. In diesem Sinne möchten die Betrachtungen über unsere Schule heute, die ja Teilhaber all dieser Vorgänge ist, verstanden werden.

Dem Leser ein ähnlich geschlossenes Bild vom Bildungsanliegen unseres Gymnasiums wie von dem der Morgensternschen Anstalt zu zeichnen, seine Arbeitsweise und Zielsetzungen aus wenigen ordnenden Prinzipien heraus zu erklären und mit ihnen zu koordinieren, ist schlechthin unmöglich. In die weltweiten Erschütterungen und Zerstörungen sind die tradierten Ordnungsvorstellungen und Fortsetzungen hineingerissen worden; wohl kaum eine entging massivster Kritik, alle wurden - und werden peinlichster, pietätloser Prüfung unterzogen, ehemalige Orientierungspunkte verwandelten sich in offene Fragen. Darüber, was dieser kritischen Untersuchung standhält, herrscht zwar begrenzt Einigkeit, und man kann sogar sagen, daß die Desillusionierung und rücksichtslose Fragehaltung eine Kondensierung und dabei Läuterung des Geistigen nach sich gezogen haben. Doch ein fest gefügtes, allgemein verbindliches Bild von der »Welt, wie sie ist«, von der »Gesellschaft, wie sie sein soll«, daraus zu konstruieren, ist außerhalb einer totalitären Ideologie heute nicht möglich. Es beleuchtet die Sachlage, daß die Arbeit des Deutschen Ausschusses für das Erziehungs- und Bildungswesen nach dem Prinzip des »pädagogischen Consensus« geleistet worden ist; die Ausschußmitglieder verschiedenster Überzeugungen trafen sich unter Verzicht auf Majorisierung in einem »Ausgleich, der... jeder begründeten Ausgangsposition gerecht zu werden« strebte - nicht einbend, sondern vertiefend. Mit der Bezeichnung »pädagogischer Consensus« deutet der Deutsche Ausschuß, der ein repräsentatives Gremium pädagogischer Besinnung dargestellt hat, seine eigene Tätigkeit; in dieser Selbstinterpretation spiegelt sich, ihrerseits ein Abbild unserer pluralistischen Gesellschaft und ihrer Notwendigkeiten, die geistige Situation der Gegenwart, ihre Vielfältigkeit und ihr Reichtum, die in eins gesehen werden müssen mit ihren Widersprüchlichkeiten, ihren Spannungen, ihren Nöten. Mit dem Wort »pädagogischer Consensus« ist zugleich die innere Struktur unserer Bildungsarbeit in der Schule erfaßt; im Verständnis dieses Begriffs erklären sich manche ihrer heftig diskutierten Schwierigkeiten, und der Blick wird auf Möglichkeiten, Aufgabe, Leistung gelenkt. Zur Erfassung der Situation muß jedoch mitgedacht werden, daß kontrapunktisch zu den pädagogisch-philosophischen Überlegungen des Deutschen Ausschusses (der sich am 30. Juni 1966 aufgelöst hat, weil der Bildungsrat an seine Stelle treten sollte) die organisatorischen Entscheidungen der Kulturverwaltungen stehen, auf deren Maßnahmen auch Gruppen mit anderen Interessen als pädagogischen Einfluß gewinnen.

Hundert Jahre sind vergangen seit der Zeit, die uns zum Ausgangspunkt unserer Betrachtung gegeben ist. Kaum eines der für das 19. Jahrhundert verbindlichen Bildungsziele ist unverändert in unsere Gegenwart eingegangen. Auch in unseren Gymnasien hat der christliche Glaube als »eine Voraussetzung zu umfassendem Handeln in der Welt« (vgl. Allgemeine Richtlinien für den Unterricht an Gymnasien in Niedersachsen, Abschnitt I, 8; Schulverwaltungsblatt Februar 1965) einen Ort. Doch hat diese Christlichkeit in der Gemeinschaftsschule ihre Basis eher in der Grundhaltung der Lehrer und damit des Unterrichts; sie manifestiert sich keineswegs mehr in geplanten oder durch die Schulordnung festgelegten Unternehmungen - sogar die Teilnahme am Religionsunterricht ist freiwillig.

Daß sich in diesen vergangenen hundert Jahren Grundsätzliches gewandelt hat, wird sinnfällig, wenn wir wiederum unseren Blick auf die Aula wenden. Unsere Aula ist heute nicht mehr Schauplatz von Andachten, religiös gestimmte Morgenfeiern sind sehr selten geworden. Die nach Gelegenheit veranstalteten Morgenfeiern sammeln, da die Aula für die heutige Schülerinnenzahl zu klein ist, jeweils nur die Hälfte der Klassen zu Wochenbeginn. Die Themen sind fast durchweg säkular. In den meist sehr sachlich gehaltenen Ansprachen gedenken wir des Werkes bedeutender Männer, umwälzender Ereignisse der jüngsten Geschichte, oder es werden Fragen aus den Naturwissenschaften und anderen Sachbereichen aufgegriffen. In fast all diesen Versuchen dominiert das Bemühen, durch das Medium des Dargebotenen zu geistigen Positionen zu dringen, die dem Menschen einen Ort bieten können, oder Fragen aufreißen, die uns beunruhigen müssen. Die unserer Zeit eigene politische Problematik des geteilten Deutschland und gerade die politische Betroffenheit der Lehrer- und Schülergeneration erklären es, daß die Thematik der Gedenkstunden zum 17.

Juni einzigartig im Jahresablauf steht, und es bezeichnet wiederum unsere Situation, daß als wirklich vergleichbare Besinnungsstunde nur die aus Anlaß der Ermordung Präsident Ken-edy's zu nennen ist.

Wenn man überdenkt, welche Inhalte Morgenfeiern und andere Veranstaltungen in der Aula in den ergangenen vier oder fünf Jahren gehabt haben, so ist nicht auszumalen, welcher bildliche oder figürliche Schmuck für diesen zentralen Raum der Schule so geartet wäre, daß er niemals störte, oder gar so, daß er immer und für jedes Unternehmen richtungweisend sein könnte! Was sich in diesem Saal, über dem einst ein feierliches Tabu lag, heute abspielt, reicht von der musikalischen oder religiösen Adventfeier bis zum Schulball, von der ernsten Besinnung beim Weggang eines Mitglieds aus dem Lehrerkollegium bis zur Aufführung von Konzerten und Marionetten- oder Theaterspielen der Schülerinnen; ernste Mitteilungen an die Schülerschaft haben hier ebenso ihren Platz wie die meist sehr vergnügten, oft von einem lustigen Spielchen begleiteten Begrüßungen der Kleinen. Vorträge von Gästen aus verschiedenen Tätigkeitsbereichen, Filme, Berufsberatung demonstrieren den Anspruch und das Einwirken außerschulischer Bereiche auf die Schule und ihr Leben - ebenso wie Elternversammlungen Interesse und Mitspracherecht der Eltern zeigen. Feststehende Haltepunkte im Zeitablauf des Schuljahres sind die Vorstellung der Kandidaten der SMV vor der Wahl und Einführung der gewählten Vertreterinnen der Schülerschaft nach der Wahl und die Entlassung der Abiturientinnen, selbstverständlich auch in der Aula.

Wie hätte wohl Herr Dr. Morgenstern als Schulleiter das Ansinnen aufgenommen, in seiner Schule Wahlen zu veranstalten, Schülerinnen Mitverantwortung zu übergeben? Ob wohl 1866 die Mädchen selbst von solch einem Vorschlag begeistert gewesen wären? Hätte sich der damalige Direktor wohl mit dem Gedanken anfreunden können, seine Schülerinnen nicht für das Haus und die Familie, sondern auf eine Prüfung vorzubereiten, die ihnen den Weg zur Universität öffnet - wie den Knaben?

Die Dezentriertheit unseres Schullebens ist allenthalben zu fassen, wo immer man auch mit Fragen und Überlegungen ansetzt - nicht zuletzt in der Mannigfaltigkeit der Unterrichtsziele einzelner Fachrichtungen, Fächer und Stunden, die in sich lohnend sind und auf Wesentliches weisen, sich aber nicht ohne Gewalt auf eine gemeinsame Formulierung zusammen biegen lassen. Das wird in der Öffentlichkeit oft bedauert, und tatsächlich wird der Jugendliche durch die Schule Teilhaber an der geistigen Problematik unserer Gegenwart. Doch wer möchte griffige Vereinfachungen erkaufen durch Verrat an der Sachtreue, an der Einsicht in eine vielgestaltige Wirklichkeit, deren Widersprüche sich nicht lösen?

Jungen Menschen Einblick in eine vielgestaltige geistige und greifbare Wirklichkeit zu öffnen und damit Teilhabe an dieser Wirklichkeit zu ermöglichen, das ist ein Ziel, das in seiner allgemeinen, vom Inhaltlichen abgezogenen Formulierung gewiß weithin wie etwas Selbstverständliches anerkannt wird. Man sollte jedoch nicht übersehen, daß in der schier unüberschaubaren Differenziertheit unserer Gesellschaft und den immer weiter fortschreitenden Spezialisierungstendenzen der gegenwärtigen Wissenschaft dies Ziel nur begrenzt erreicht werden kann. Ernste Sachtreue bestimmt jeweils die Grenze des Erreichbaren, und Bewußtsein von dieser Grenze ist heute ein Teil der »Reife«. Mit dieser Einsicht und zugleich mit der unbestechlichen Sachtreue wird vom Jugendlichen eine Askese gefordert, die in Spannung zu dem Bild steht, das die Publizistik im allgemeinen von der Generation der Abiturienten heute entwirft.

Diese Askese heißt: Verzicht auf Vorurteile, die den Menschen einhüllen; Verzicht auf Selbsttäuschung, die immer verharmlost, sie heißt schließlich, die Widersprüchlichkeiten auszuhalten, die nun einmal in der Wirklichkeit - und im Menschen selbst - angelegt sind.

All unser Bemühen möchte dem Menschen dienen, ihn vorbereiten, ihn freisetzen, »ich in dieser Wirklichkeit bewußt zu bewähren und zu bewahren. Ihm wird, da die Illusion möglicher Harmonie und Einschichtigkeit in Lebensdeutung und Lebensentscheidung zerbrochen ist, in unserer Zeit Schwereres abverlangt als vor hundert Jahren.

Vom Menschen sagt Theodor Litt, daß er »von sich selbst, seinem Wesen und seiner Bestimmung gerade dann am meisten erführe, wenn er sich nicht im Wohlgefühl ungestörter Harmonie wiegt, sondern von dem Widerstreit nicht zu versöhnender Daseinsmächte aufgestört und umgetrieben wird«; der Mensch sei »das nicht auf Harmonie angelegte, sondern in Gegensätzen verfangene und gerade an Gegensätzen wachsende Wesen«. ... und »Vollmacht und Würde, Gewissensnot und Verzweiflung des zur Selbstbestimmung entbundenen Wesens kann er erst dann ohne Abzug und Milderung erfahren, wenn er erkennen muß, wie gnadenlos die Welt es ablehnt, ihm von seiner Wahlentscheidung auch nur das mindeste abzunehmen« (a. a. O. S. 112 u. 103):

Aus dem GT zum hundertjährigen Jubiläum 1966

Aus der Geschichte des Gymnasiums für Mädchen in Göttingen

Man plante, die höhere Töchterschule als ein städtisches Institut unter der Aufsicht des Magistrates einzurichten, wobei sich die Anstalt aus dem aufkommenden Schulgeld selbst finanzieren sollte, der Magistrat aber die Lehrer anstellte. Leider aber verloren die städtischen Kollegien bald das Interesse an der Verwirklichung dieses Planes, weil Trefurt und das geistliche Stadtministerium alle Schulangelegenheiten als zu ihrer Kompetenz gehörig betrachteten. Auch das königliche Ministerium in Hannover stellte sich auf diesen Standpunkt.

Deshalb stellte der Magistrat seine Anstrengungen zur Gründung einer städtischen höheren Töchterschule ein. Auch Dr. Scheele verlor das persönliche Interesse an der Sache, da er im April 1837 als Lehrer am Göttinger Gymnasium I angestellt wurde. Zwar empfahl noch im Jahre 1838 das königliche Ministerium dem Magistrate, neben einer allgemeinen Töchterschule auch eine Töchterschule für die höheren Stände ins Leben zu rufen, aber es blieb noch auf Jahre hinaus alles beim alten. Für höhere Mädchenbildung sorgten in Göttingen nur die Privatschulen. Von diesen Privatschulen war lange Zeit die bedeutendste die im Jahre 1843 von einem Herrn Schwertfeger gegründet; sie bestand bis zum Jahre 1901 zuletzt unter der Leitung von Fräulein Michelsen. in der Wilhelm-Weber»Straße.

Eine weitere private Töchterschule wurde gegründet von dem cand. theol. Köhler, der später Pastor in Reiffenhausen wurde. An seiner Stelle übernahm Fräulein Cesar die Schule; sie verheiratete sich mit dem Maurermeister Friedrich Krafft und übergab darauf die Schule im Oktober 1864 dem Dr. phil. Ludwig Morgenstern. Aus dieser Morgensternschen Privatschule wurde im Jahre 1866 die städtische höhere Töchterschule.

Wie es in diesem Jahre um das Schulwesen der Stadt im ganzen stand, erzählte recht anschaulich der Oberbürgermeister Merket in seiner Rede zur Jubiläumsfeier von 1891:

„Nur das gelehrte, damals städtische Gymnasium gewährte, abgesehen von den unzureichenden Räumen, einen einigermaßen erfreulichen Anblick. Es wurde offenbar von der städtischen Verwaltung mit einer nicht gerechtfertigten Vorliebe behandelt. Für den Kern der Bürgerschaft gab es keine höhere Schule, keine Mittelschule, keine höhere Bürgerschule, keine höhere Töchterschule. Diesem nach einer angemessenen höheren Bildung verlangenden größten Teil der Bürgerschaft stand keine städtische Schule zur Verfügung. Die ganze Jugend von 1100 Kindern im Jahre 1886 war damals auf die Volksschulen angewiesen. Und auf welche Volksschulen? Auf die mittelalterlichen kleinen elenden Küsterhäuser hinter den Kirchen mit einigen angeklebten Hilfsräumen — 60 Kinder und mehr in den 2,50 Meter hohen kleinfenstrigen dunklen Zimmerchen. Das waren die kleinen Winkelschulen hinter der Marienkirche, seitlich der Jakobikirche. unter der Küsterwohnung von St. Albani. die Armenschule neben der Universitätskirche und die durch die Verdienste ihres Oberlehrers Voigt beste, die St.-Johannis-Schule in einem dunklen Hinterhof,

Man versteht, daß Georg Merkel, der 1868 Stadt-Syndikus und 1870 Oberbürgermeister wurde, mit Stolz auf die 25 Jahre von 1866 bis 1891 blicken konnte, war es doch sein Verdienst» daß In dieser Zeit das Göttinger Schulwesen grundlegend umgestaltet und verbessert wurde (Realschullehrer Steinmetz hat darüber in der Nr. 121 des GT vom 26. 5. 1966 ausführlich berichtet). Seit Mitte des 19. Jahrhunderts hatte sich — wesentlich auch durch die Frauenbewegung — die Ansicht durchgesetzt, daß die Bildung der Mädchen gehoben werden müsse. Zahlreiche Städte gründeten in den 60er Jahren höhere Mädchenschulen.

Es ist also kein Wunder, wenn in einer Stadt wie Göttingen die schon früher so lebhaft besprochene und behandelte Frage wieder auftauchte. Deutlich erkennt man die damalige Situation aus einem Artikel der „Göttinger Zeitung“ vom 6. 3. 1885. in dem es heißt:

„Dringend ist das Bedürfnis nach einer öffentlichen Töchterschule. Die Notwendigkeit, daß die Mädchen eine bessere Bildung erhalten tritt überall und vorzugsweise hier in Göttingen hervor. Man muß in dieser Beziehung derb und offen die Wahrheit sagen. Wie viele Frauen im Bürgerstande haben Bildung genug, auf die Bildung ihrer Kinder maßgebend genug einwirken zu können, wie viele haben Geschäfts- und Weltkenntnis genug, ihren Männern mit Erfolg im Geschäft Hilfe leisten zu können? Was wird aus den Unverheirateten? Können sie viel mehr als Handarbeiten? Wissen sie sich anders als durch Nähen, Stricken, Hilfeleisten im Haushalt usw. nützlich zu machen? Verstehen sie sich selbst geistig zu beschäftigen und so vor den Gefahren der Altjungferenschaft zu behüten? Auf der anderen Seite: Haben die Männer nicht oft genug zu klagen, daß die Frau nichts versteht und zu nichts Lust hat als zu Vergnügungen und Lustbarkeiten. Dies alles begründet gegen niemand einen Vorwurf. Es ist einfach Folge der hiesigen schlechten Schulverfassung für Mädchen. Die Schwertfegerische und die Morgensternsche Schule sind für die Bürgerschaft zu teuer und zu vornehm. Die Mädchen sind auf die Pfarrschulen angewiesen

Ausführliche Denkschrift

Am 25. Juli 1865 fand eine Bürgerversammlung statt. Von ihr wurde eine Kommission eingesetzt, die genaue Vorschläge für die geplante Lehranstalt ausarbeiten sollte. Am 21. Dezember 1865 reichte diese Kommission dem Magistrate eine ausführliche Denkschrift ein. die in sehr gründlicher und überzeugender Weise darlegt, wie notwendig für eine Stadt wie Göttingen das Verlangen nach einer Schulanstalt ist, in der die Mädchen einen „auch nur einigermaßen über die Leistungen einer Volksschule sich erhebenden und für die in

Haus und Geschäft Ihrer wartenden Pflichten durchaus erforderlichen Unterricht zu finden vermöchten.“

Die Ausführungen dieser Denkschrift sind grundlegend geworden für den Aufbau der neuen Schule; ihre praktischen Vorschläge sind übernommen in das „Regulativ für die öffentliche höhere Töchterschule zu Göttingen“ vom Jahre 1866 — Die Verwirklichung des neuen Planes ließ nicht lange auf sich warten. Schon am 19. Januar 1866 wurde in einer gemeinschaftlichen Sitzung der städtischen Kollegien über die Denkschrift beraten und beschlossen: 1. die Mittel für eine höhere Töchterschule bereitzustellen, 2. die jetzige Töchterschule des Dr. Morgenstern in der Weise für eine städtische höhere Töchterschule zu erhalten, daß demselben von Ostern bis Michaelis eine Subvention von 200 Talern zu diesem Zwecke gegeben werden solle, 3. daß demselben schon jetzt die feste Zusicherung einer definitiven Anstellung zu Michaelis d. J. als Direktor der städtischen Töchterschule mit einem jährlichen Gehalt von 800 Talern unter der Voraussetzung erteilt werden solle, daß eine etwa nötige Bestätigung dieser Schule erteilt wird.

Am 13. März 1866 genehmigte das Königliche Konsistorium In Hannover den vorgelegten Plan der Schule. Die politischen und kriegerischen Ereignisse des für das Königreich Hannover so schicksalsschweren Sommer« 1866 beeinträchtigten die Einrichtung der Göttinger Schule nicht. Am 18. September erscheint im Anzeigenteil der „Göttinger Zeitung“ die Aufforderung des Direktors Dr. Morgenstern zur Anmeldung der Schülerinnen für die neue „öffentliche höhere Töchterschule.“

Donnerstag, der 18. Oktober 1866, war der erste Schultag. In der „Göttinger Zeitung“ vom 19. Oktober steht unter den Lokalnachrichten die Notiz:

„Göttingen, den 18. Oktober. Die öffentliche höhere Töchterschule, welche heute unter der Direktion des Dr. Morgenstern ihren Anfang genommen hat, zählt bereits in fünf Klassen über 140 Schülerinnen.

Sämtliche Kinder der Morgensternschen Privatschule waren in die neue Schule übergegangen« außerdem wurden noch 30 Kinder neu aufgenommen. Als Schulräume wurden die bisherigen Morgensternschen benutzt in der „Alten Post am Ritterplan. Sie wurden „gesund und zweckmäßig“ befunden „und zeichnen sich durch Sauberkeit aus. Auch eine Turnhalle wurde in einem Nebengebäude eingerichtet und ein großer abgeschlossener Hof als Tummelplatz zur Verfügung gestellt

Für Lehrmittel wurde „bestens gesorgt“. Es gab fünf Klassen, aber nur die unterste war für einjährigen Besuch bestimmt, alle übrigen für zweijährigen. Im fremdsprachlichen und zeitweilig auch in anderem Unterricht wurden jedoch zwei Abteilungen in den einzelnen Klassen gebildet mit je einjährigem Kurs. Schon Ostern 1867 wurde noch eine so genannte Fortbildungsklasse aufgesetzt, die in einigen Fächern mit der I. Klasse kombiniert war. Beide Klassen waren in den ersten Jahren nicht stark besucht, da viele vierzehnjährige Mädchen mit der Konfirmation die Schule verließen.

Interessant mag sein, welchen Bevölkerungskreisen die ersten Schülerinnen entstammten. Das Schülerinnenhauptverzeichnis, das über das ganze Jahrhundert seit Begründung der Schule ununterbrochen geführt worden ist, gibt darüber Auskunft. Danach verteilten sich die Berufe der Väter für die ersten 135 Schülerinnen wie folgt:

Professor 11, Arzt 2, Rechtsanwalt 4, Höherer Beamter 19, Lehrer B. Fabrikant 8, Kaufmann 14, untere und mittlerer Beamter 20, Landwirt 5, Gastwirt 10, Handwerker 36. Wie man sieht, kann von einer „Standesschule“ nicht die Rede sein.

Der Unterricht fand in allen Klassen vormittags und nachmittags statt, nur am Mittwoch- und am Sonnabendnachmittag war schulfrei. Die Zahl der Unterrichtsstunden betrug 26 bis 32, darunter zwei Turnstunden wahlfrei, wöchentlich. Täglich wurde der Unterricht mit einer kurzen Andacht begonnen, am Sonnabend wurden dabei die Perikopen des folgenden Sonntags gelesen, die am Freitag im Unterricht behandelt worden waren. In der Sonnabendschlußandacht wurde regelmäßig der Choral „Bis hierher hat mich Gott gebracht“ gesungen, und der Direktor sprach feierlich als Gebet die letzte Strophe. Der Religionsunterricht spielte in der Schule eine große Rolle, und besonderen Wert legte Morgenstern auf reichliches Auswendiglernen von Bibelstellen und Gesangbuchversen. Sicher war Morgenstern ein anregender Lehrer, der bei allem Ernst der Gesinnung und trotz gelegentlicher Schroffheit ein warmes Herz hatte.

Aufsichtsbehörde für die Schule war das Königliche Konsistorium In Hannover „Abteilung für Volksschulsachen“, und seit Mitte der 80er Jahre die Königliche Regierung in Hildesheim, Abteilung Kirchen- und Schulsachen. Erst im Jahre 1908 wurden die höheren Mädchenschulen als höhere Schulen im Rechtssinne anerkannt und den Provinzschulkollegien unterstellt.

In den ersten zehn Jahren des Bestehens der Schule blieb die Zahl der Schülerinnen stetig auf dem Stande von etwa 150, so daß man mit fünf Klassen und einer Fortbildungsklasse auskam. Seit der Mitte der 70er Jahre stieg die Gesamtzahl der Schülerinnen dauernd an; man sah sich daher 1878 genötigt, die 2. Klasse ihren zwei Jahrgängen entsprechend zu teilen. Die Schule hatte damals 189 Schülerinnen. Schon im nächsten Jahre stieg die Zahl auf 222; man teilte deshalb die 4. und die 5. Klasse. Die Schule besaß seitdem neun Klassen. Im Jahre 1885 wurde auch die erste Klasse geteilt. Nun gab es neun Klassen und die Fortbildungsklasse. Seit Ostern 1891 verlor diese ihren Namen; die Klassen wurden nun von 10 bis 1 gezählt. Die Schule entsprach nunmehr in ihrem Aufbau und in ihren Zielen im wesentlichen dem „Normalehrplan der preußischen Schulen“. Die Zahl der Schülerinnen war auf 300 gestiegen. Im Fremdsprachlichen und auch im Deutschunterricht waren in verschiedenen Klassen wie früher zwei Abteilungen gebildet, um den Unterricht bei kleinerer Schülerinnenzahl gründlicher gestalten zu können.

Seit der Mitte der 70er Jahre wurde es immer deutlicher, daß die alten Schulräume am Ritterplan nicht mehr ausreichten. Es war eine Zeit, in der die Stadt sich sehr stark entwickelte. Für »die Stadtverwaltung ergaben sich zahlreiche bauliche Aufgaben und dafür hatte Oberbürgermeister Merkel einen Fachmann genommen in der Person des Stadtbaumeisters Gerber, dem bald die Errichtung von mehreren Schulgebäuden übertragen wurde. 1878 beschlossen die städtischen Kollegien auch den Bau eines neuen Hauses für die Töchterschule. Als Bauplatz wurde der östlich an die Nicolaistraße grenzende Teil des ehemaligen Stadtgrabens gewählt, ein Gelände, das durch seine schöne freie Lage an der Wallpromenade besonders geeignet erschien. Der Neubau sollte Platz bieten für 400 Schülerinnen. Außer 11 Klassenzimmern wurden auch ein Physikzimmer, Geschäfts- und Nebenräume sowie eine Aula und eine Turnhalle im Gebäude untergebracht. Am 6. April 1880 wurde das schöne neue Haus unter zahlreicher Beteiligung der Behörden und der Eltern eingeweiht.

In den 90er Jahren und nach der Jahrhundertwende wurde das Verlangen nach Angleichung der Mädchenbildung an die der männlichen Jugend immer lebhafter. Besonders die Frauenbewegung unter Helene Lange trat ein für die Zulassung der Frauen zu den bisher den Männern vorbehaltenen Berufen, auch das akademische. Frauenstudium erforderte eine höhere Schulbildung und Reifeprüfung der Mädchen. In immer weiteren Kreisen fanden diese Forderungen Anklang und Verständnis. Die preußische Regierung ging allerdings sehr zögernd an eine entsprechende Änderung und Hebung des Mädchenschulwesens.

Am 31. Mai 1894 wurden ministerielle Bestimmungen erlassen, durch die zunächst die Einheitlichkeit des höheren Mädchenschulwesens durchgeführt werden sollte. Die Göttinger Töchterschule war bereits zehnklassig und ihre Lehrpläne brauchten nur in einigen Punkten geändert zu werden, so daß die Anstalt schon am 9. Januar 1895 von der Königlichen Regierung in Hildesheim als »Höhere Töchterschule im Sinne des Gesetzes" anerkannt wurde, Damit verbunden war eine gewisse äußere Gleichstellung mit den höheren Knabenschulen.

Die Schülerinnenzahl wuchs in der ersten Hälfte der 90er Jahre nicht. 1892 betrug sie 310, 1896 waren es 307 und 1900 waren es 337. Das Jahr 1901 wurde für die Schule bedeutsam durch den Wechsel in der Leitung. Am 1. April trat der in langen Jahren der Amtstätigkeit bewährte Direktor Dr. Morgenstern, 66 Jahre alt, in den Ruhestand. Viel verdankte die Schule diesem charaktvollen Manne. Es war ihm vergönnt, im Ruhestand noch 12 Jahre in Göttingen zu leben; er starb am 29. MAi 1913.

Morgensterns Nachfolger wurde der bisherige Direktor der höheren Mädchenschule in Oldenburg **Rudolf Hornkohl**. Er war schon kränklich, als er sein Göttinger Amt übernahm. Mit großer Gewissenhaftigkeit widmete er sich seinen neuen Aufgaben, war ihnen aber gesundheitlich nicht gewachsen. Im Jahre 1909 mußte er sich, erst 55 Jahre alt, pensionieren lassen. Gleich zu Beginn seiner Göttinger Tätigkeit erwuchs ihm eine große Aufgabe durch die erhebliche Vergrößerung des Schulbetriebes. Die Stadt hatte sich nämlich entschlossen, die frühere Schwertfegersche Privatschule zu übernehmen und mit der städtischen höheren Mädchenschule zu vereinigen. Die Schwertfegersche Schule, früher in der Alleestraße (heute Goetheallee), war später in den Besitz von Fräulein Michelsen übergegangen und hatte neue Räume an der Wilhelm-Weber«Straße Ecke Hanssenstraße bezogen.

Im Jahre 1900 war diese Schule in finanzielle Schwierigkeiten geraten, es mußte mit ihrer Auflösung gerechnet werden. Etwa 50 Schülerinnen. so mußte erwartet werden, würden dann in die städtische höhere Mädchenschule übergehen. Wie sollte man sie in den schon überfüllten Räumen unterbringen? Vor einem Neubau scheute man zurück, einmal aus finanziellen Gründen und dann, weil man abwarten wollte, was die zu erwartende große Reform des Mädchenschulwesens bringen würde. So entschloß sich die Stadt zu einem Provisorium, sie kaufte die Michelsschulesche Privatschule und richtete sie für 6 Klassen mit zusammen hundert Schülerinnen ein. Diese „Nebenschule"⁴ wurde mit der „Hauptschule“ an der Nicolaistraße, worin zehn Klassen untergebracht waren, organisatorisch verbunden.

Diese unbefriedigten Verhältnisse bildeten auch einen Grund für die Entwicklung einer neuen Privatschule, der von Fräulein Kluckhohn gegründeten Luisenschule an der Baurat-Gerber-Straße. Diese Anstalt durfte allerdings nach Anordnung der Regierung, die die städtische Schule zu schützen sich verpflichtet hielt, nicht über 90 Schülerinnen aufnehmen und war ursprünglich nur zugelassen für körperlich schwache Kinder, denen die öffentliche Schule mit ihrer festgesetzten Stundenzahl und ihren höheren Klassenfrequenzen zu anstrengend war. Dieser Gesichtspunkt ist mit der Zeit immer mehr zurückgetreten, und die Anstalt wurde mehr und mehr eine ausgesprochene Standesschule und von Kindern der Professoren und höheren Beamten besucht. Wer hätte damals gedacht, daß fast ein halbes Jahrhundert später die Luisenschule zur Dependence der Oberschule für Mädchen werden würde und damit ein Zustand wiederhergestellt wurde, dem zu entfliehen sie eingerichtet worden war,

Im Jahre 1908 wurde endlich die längst erwartete Reform des höheren Mädchenschulwesens fertig. Grundsätzlich brachte sie die Gleichberechtigung mit den Schulen für die männliche Jugend, Grundstock für die höhere Mädchenbildung blieb die zehnjährige höhere Mädchenschule, die 1912 den Namen Lyzeum bekam. Mädchen, die darüber hinaus eine weitergehende Bildung erwerben wollten, konnten noch das Oberlyzeum durchmachen, entweder in einem zweijährigen Frauenschulkursus oder in einem drei wissenschaftliche Klassen und eine Seminarklasse umfassenden Kursus. Dieser letztere wurde mit der Lehrerinnenprüfung für mittlere und höhere Schulen abgeschlossen. Als Vorbereitungsstätten für die Reifeprüfung und das akademische Studium wurden die Studienanstalten bestimmt. In Göttingen konnte die Stadtverwaltung sich zunächst noch nicht entschließen, ein Oberlyzeum oder eine Studienanstalt ins Leben zu rufen. Durch private Kurse wurde ein gewisser Ersatz geboten für Mädchen, die sich zur Reifeprüfung vorbereiten wollten.

Mit dem 1. April 1909 traten die Bestimmungen über die Neuordnung des höheren Mädchenschulwesens in Kraft Die höheren Mädchenschulen wurden als höhere Schulen im Rechtssinne anerkannt und den Provinzialschulkollegien unterstellt. Einschneidende Änderungen im Lehrplan wurden durch die Neuordnung nötig. Im deutschen und fremdsprachlichen Unterricht sollte die Verstandesbildung stärker betont werden. Mathematik wurde als neues Unterrichtsfach eingeführt, den Naturwissenschaften und dem Sport eine größere Stundenzahl eingeräumt. Nadelarbeit war dafür in den vier obersten Klassen nicht mehr verbindliches Fach. Eine fortschreitende Akademisierung des Lehrkörpers wurde durch die neuen Anforderungen gleichfalls nötig.

Die Umstellung der Göttinger Schule auf die neuen Lehrpläne wurde unter Leitung des neuen Direktors **Max Heinrich** durchgeführt, der am 20. April 1909 durch Oberbürgermeister Calsow in sein Amt eingeführt wurde. Neben der Umstellung der Schule auf die neuen Lehrpläne mußte so bald wie möglich an die Schaffung eines Neubaus herangegangen werden. Besonders die Räume der Nebenschule an der Wilhelm-Weber-Straße waren unzureichend. Ihre Schülerinnen mußten zum naturwissenschaftlichen und zum Sportunterricht in die Hauptschule kommen, ein Musikraum und ein Nadelarbeitsraum fehlte in beiden Häusern, Bereits im Jahre 1907 hatten die städtischen Kollegien die Notwendigkeit eines Neubaus anerkannt und einen Bauplatz am Friedländer Weg erworben.

Die weiteren Verhandlungen waren aber langwierig, und erst im März 1911 wurde beschlossen, das neue Gebäude zu errichten. Die Baukosten beliefen sich auf 540 000 DM. Planung und Ausführung lagen in der Hand des Stadtbauamtes (Baurat Otto Frey). Am 19. Mai 1913 fand die feierliche Einweihung des neuen Hauses statt, in dem neben 18 Klassenzimmern auch Neben- und Fachräume vorhanden waren, die für die damalige Zeit als recht großzügig betrachtet werden dürfen.

Während des ersten Weltkrieges stieg die Anzahl der Schülerinnen stetig an. 1914 betrug sie 149, 1919 fast 600. Ihren höchsten Stand erreichte sie im Jahre 1921 mit 722 Schülerinnen, die in 22 Klassen untergebracht waren. Dieses besonders starke Anwachsen war darauf zurückzuführen, daß im Jahre 1921 die Kluckhohnsche Privatschule, die Luisenschule, eingegangen war und ihre Schülerinnen in das Lyzeum übertraten. Doch fiel im gleichen Jahre die unterste, die 10. Klasse weg, und in den folgenden Jahren wurden auch die übrigen unteren Klassen aufgehoben entsprechend der gesetzlichen Vorschrift, die die so genannte Vorschule beseitigte, und dafür die allgemeine Grundschule einführt. Die Schülerinnenzahl sank daher in diesen Jahren wieder, so dass im Jahre 1925 nur noch 550 Schülerinnen die Schule besuchten.

Doch was der Schulorganismus in seinem Unterbau verlor, gewann er zum Teil wieder in einem neuen Oberbau. Im Jahre 1924 waren die Richtlinien für das höhere Schulwesen in Preußen erschienen. Da man nun auch Klarheit besaß über die Weiterentwicklung des

Mädchenschulwesens, ging nun die Stadt daran, das Lyzeum zur Vollanstalt auszubauen und damit einen von vielen Eltern lange gehegten Wunsch zu erfüllen- Bisher hatte es nur privat Kurse gegeben die die Mädchen zur Reifeprüfung vorbereiteten, und in den ersten Jahren nach dem Kriege waren auch einige Schülerinnen nach dem Besuch des Lyzeums In die Oberstufe der damaligen Oberrealschule eingetreten, um dort die Reifeprüfung abzulegen.

Man beschloß nun, ein Oberlyzeum zu schaffen. Mit diesem Namen wurde nach der Schulreform nicht mehr die frühere Lehrerinnenbildungsanstalt bezeichnet, sondern eine neue allgemein bildende Mädchenschule, die der Studienanstalt in ihren verschiedenen Zweigen gleichgeordnet war und zur Reifeprüfung führte. Dieser Schultyp ließ sich verhältnismäßig leicht schaffen, weil man auf das sechsstufige Lyzeum nur die drei Oberstufenklassen aufzusetzen brauchte. Durch den Wegfall der Vorschulklassen hatte man im Schulgebäude auch genügend Platz, Ostern 1924 wurde die Obersekunda eingerichtet, und zu Ostern 1927 konnte die erste Reifeprüfung abgehalten werden.

Da auch die Klassen der Oberstufe gut besetzt waren und darum in zwei Parallelklassen geteilt werden mußten, erklärten sich die städtischen Stellen damit einverstanden, daß neben dem bisherigen oberlyzealen Kursus mit Französisch und Englisch als Pflichtfremdsprachen und wahlfreiem Lateinunterricht ein reformrealgymnasialer Zweig mit Latein als dritter Pflichtfremdsprache ab Untersekunda eingerichtet wurde. Damit wurde einem gerade in einer Universitätsstadt, wo verhältnismäßig viele Mädchen studieren wollten, dringendem Bedürfnis abgeholfen. Ostern 1928 wurde dieser Zweig begonnen mit einer realgymnasialen Untersekunda, die gleich 40 Schülerinnen hatte. Ostern 1932 wurde die erste Reifeprüfung für das Oberlyzeum realgymnasialer Richtung abgehalten. Damit schien die äußere organisatorische Entwicklung der Schule zum Abschluß gekommen sein.

Im Oktober 1932 trat Oberstudiendirektor **Kurt Meyer** sein Amt als Leiter der Schule an, der vorher schon als Direktor in Magdeburg und Salzwedel gewirkt hatte. Gleich im ersten Halbjahr seiner Amtszeit erlebten wir die Aufrichtung der nationalsozialistischen Herrschaft in Deutschland und damit den Beginn einer Epoche des Unheils, auch für die Schule. Schon lange vor dem 90. Januar 1933 war die politische Unruhe, die Deutschland erschütterte, auch im Schulleben zu spüren-

Der Versuch des Weimarer Staates, die Jugend zur Demokratie zu erziehen, zur Anerkennung der Toleranz im Gemeinschaftsleben scheiterte letztlich an der skrupellosen Opposition der radikalen Gruppen, die immer mehr Anhänger fanden angesichts der politischen und wirtschaftlichen Schwierigkeiten, mit denen der republikanische Staat zu ringen hatte. Kein Wunder, daß die so laut verkündete Kritik am Bestehen und das Versprechen einer nationalen Erneuerung gerade bei der Jugend viel Anklang fand, nicht bloß bei den Studenten, sondern auch in der Schülerschaft der höheren Schulen.

Die nationalsozialistischen Jugendorganisationen hatten schon viele Anhänger gewonnen, ehe dann nach 1938 die Gleichschaltung aller übrigen Jugendbünde erfolgte, Immer mehr wurde nach die Schule dem Druck der neuen Machthaber ausgesetzt. Der »Staatsjugend" mußte z. B. Jeder Sonnabend als »Staatsjugendtag"⁴ zur Verfügung gestellt werden, die Jugendlichen wurden dem« Einfluß der Schule weitgehend entzogen.

Ihre Zeit durch vielerlei „Dienst“ und „Einsatz“ beansprucht. Die Lehrerschaft wurde der „Erziehungsarbeit von NS-Lehrerbund und Partei unterworfen. Zur Durchsetzung der nationalsozialistischen Ideen wurde eine Neugestaltung des Schulaufbaues und der Lehrerpläne ins Werk gesetzt. Um Zeit für den Arbeits- und Wehrdienst zu gewinnen, wurde den höheren Schulen schließlich ein Unterrichtsjahr genommen.

Trotz mancher schulfremder Einflüsse konnte sich aber das innere Leben der Schule bis zum Kriege noch verhältnismäßig ruhig weiterentwickeln.

OStD. Meyer hatte sich bald nach seinem Amtsantritt mit großer Tatkraft für die Gründung einer dreijährigen Frauen Oberschule eingesetzt. Dieser Schultyp war 1929 durch den preußischen Kultusminister Becker als Erweiterung der schon 1908 begründeten einjährigen Frauen Oberschule ins Leben gerufen. Im Jahre 1932 bestanden in Preußen schon an 27 Oberlyzeen Frauen Oberschulen. Mit Beginn des Schuljahres 1934/35 wurde nun auch in Göttingen die erste Obersekunda der Frauen Oberschule eingerichtet. Im Herbst 1936 wurde die Schulküche in einem Anbau am Südflügel des Schulgebäudes in Betrieb genommen., und zu Ostern 1937 bestanden 13 Schülerinnen der Frauen Oberschule die Reifeprüfung.

Ostern 1938 wurde aus dem Oberlyzeum die Oberschule für Mädchen, und die Frauen Oberschule wurde als so genannter hauswirtschaftlicher Zweig gleichwertiger Bestandteil der Oberschule mit voller Reife-Anerkennung und Studienberechtigung. Die Folge davon war ein kräftiger Andrang der Schülerinnen zu diesem Zweige. Die Zahl der Absolventinnen steigt von 13 im Jahre 1937 auf 42 im Jahre 1941 an und hält sich etwa in dieser Höhe bis zum Kriegsende 1945. Mit dem Entzug dieser Berechtigungen im . Jahre 1947 nimmt die Zahl dann rapide ab, und zu Ostern 1952 wird zum letzten Male die Abschlußprüfung des hauswirtschaftlichen Zweiges mit 9 Prüflingen abgehalten.

Die Einwirkungen des Krieges und seiner Folgen beginnen, abgesehen von dem durch seit dem Frühjahr 1944 immer häufiger werdenden Unterrichtsausfall durch Fliegeralarm, mit der Beschlagnahme der Aula und der Turnhalle zur Aufnahme von 700 Flüchtlingen aus dem Aachener Raum im September 1944 und durch die Zerstörung von 250 Fensterscheiben durch den Luftminenabwurf vom 23. November 1944, Ab Weihnachten 1944 ist an regeltem Unterricht nicht mehr zu denken, einmal, weil die Schule nicht mehr mit Kohlen beliefert wird, zum anderen, weil nach und nach alle Räume durch das Wohnungssamt zur Unterbringung der Flüchtlinge beschlagnahmt werden.

Selbst die Sportwiese wird der Schule genommen, weil sie in Gärten umgewandelt werden und der Volksernährung dienen.

Beim Einmarsch der amerikanischen Truppen am 7. April 1945 wurde das Schulgebäude von vier Granaten getroffen. Wieder gingen sämtliche Fensterscheiben zu Bruch. Die Monate Mai, Juni und Juli verbrachten die unteren Klassen mit Wanderungen mit ihrem Klassenlehrer, die nebenbei der Belehrung dienen sollten. Schließlich wurde die Schule, die vorübergehend auch als Hilfskrankenhaus gedient hatte, im Juli 1945 von der Britischen Militärbehörde beschlagnahmt. Sie mußte geräumt werden. Die Sammlungen und Büchereien wurden in der hauswirtschaftlichen Berufsschule in der Judenstraße untergebracht. Die Schülerinnen, zumindest die der vier untersten Klassen, wurden in der Zeit von September bis November 1945 in der Volksschule in Grone unterrichtet, während das Schulgebäude am Friedländer Weg, wiewohl beschlagnahmt, leer stand.

Endlich, Ende November, zeichnete sich eine tragbare Lösung ab: Die Engländer behielten einen Teil des Südflügels in Beschlag, der von dem übrigen Gebäude durch behelfsmäßige Wände abgetrennt wurde, und in dem Rest des Gebäudes konnte Mitte Dezember der Unterricht wieder aufgenommen werden, jetzt auch für die oberen Klassen. Und das hieß: Es sollten etwa 950 Schülerinnen in 23 Klassen durch 10 Lehrkräfte in 13 Räumen unterrichtet werden. Erst Ende September 1947 wurden die bis dahin beschlagnahmten Räume des Südflügels, nachdem sie wiederum lange Zeit unbenutzt gewesen waren, endgültig freigegeben und ihrem eigentlichen Zwecke wieder zugeführt.

Da mittlerweile auch fast alle Lehrkräfte wieder zurückgekehrt bzw. ihre Unterrichtserlaubnis wieder erhalten hatten, hätte nun ein normaler Unterrichtsbetrieb einsetzen können, wenn nicht in der inzwischen die Gesamtschülerinnenzahl und damit *auch* die Zahl der zu unterrichtenden Klassen so stark angewachsen wäre durch den Zustrom der Flüchtlinge. Ab Ostern 1947 wurde der Schichtunterricht eingeführt: denn 27 Klassen konnten in den zur Verfügung stehenden 18 Räumen nicht nur am Vormittag unterrichtet werden

obersten Klassen geworden, wenn sie auch seit langem nicht mehr auf dem Södderich durchgeführt wird.

Trotz all dieser Schwierigkeiten, die noch ergänzt und verschärft wurden durch Hunger und schlechte Kleidung, und in der der einzige Lichtblick die Schulspeisung war, kann man sich Rückschauend des Eindrucks nicht erwehren, daß vielleicht in keiner anderen Zeit an der Schule so ernsthaft gearbeitet wurde wie in diesen Jahren nach dem Zusammenbruch. Sogar völlig neue Impulse fallen in diese Zeit.

Im Oktober 1947 fährt eine 12. Klasse, damals eine Abschlußklasse, für zwei Wochen zum Södderich zur Klausur, in deren Mittelpunkt die Lesung des „Faust“ stand. Diese „Faustklausur“ ist mittlerweile alljährlich geübte Tradition-

Zu Ostern 1947 wurde vor allem auf Betreiben von OStD. **Dr. Hans-Walter Erbe**, der im Juli 1946 die Leitung der Schule übernommen hatte, eine Klasse 7 mit Latein als zweiter Pflichtfremdsprache eingerichtet, die ab Klasse 9 Griechisch betrieb. Damit erhielt die Schule einen altsprachlichen Zug (Niedersächsische Form des altsprachlichen Gymnasiums), der volle zehn Jahre bestanden hat und Ostern 1957 auslaufen mußte, weil zu diesem Zeitpunkt das Max-Planck-Gymnasium, an dem bis dahin auch nur diese Form des altsprachlichen Gymnasiums bestanden hatte, zur „Regelform“ mit grundständigem Latein überging und in seinen untersten Klassen auch Mädchen aufnahm.

Ostern 1951 wurde der mathematisch-naturwissenschaftliche Zug eingeführt, der zunächst in wechselnder Stärke, teils in eigenständigen Klassen, teils in einer Kombination einer mathematisch-naturwissenschaftlichen mit einer sprachlichen Gruppe bis heute besteht und sich immer wachsenden Zuspruch erfreut., sodaß im gegenwärtigen Schuljahr alle drei m-Klassen eigenständig sind. Schließlich wurde zu Ostern 1961 durch OStD. **Dr. Max Korn**, der seit Februar 1957 die Schule leitete, auch die Frauenoberschule, nachdem ihre Stundentafeln neu gefasst und ihre Berechtigungen neu umrissen worden waren, wieder ins Leben gerufen. Auch sie erfreut sich sehr regen Zuspruchs und gibt auch den Absolventinnen der Göttinger Realschulen die Möglichkeit zum Studium an einer Pädagogischen Hochschule und zu anderen gehobenen Berufen des Frauenschaffens.